

Gastkolumne

Aufgepasst bei Memoiren, auch bei jenen von Obama

Schreibt ein Politiker seine Erinnerungen auf, so wird das nur selten Literatur – und noch seltener ein Geschichtsbuch



Paul Widmer

Memoiren von Politikern sind meist enttäuschend. Dennoch finden einige der Bücher reissenden Absatz. Michelle und Barack Obama erhielten für ihre Memoiren zusammen einen rekordhaften Vorschuss von 63 Millionen Dollar. Auch für John Bolton läuft das Geschäft rund. Trumps abgehalfterter Sicherheitsberater setzte in den ersten zwei Wochen über eine Million Exemplare ab. Wie kommt es erst heraus, wenn Trump seine Erinnerungen auf den Markt werfen sollte? Das Szenario ist voraussehbar: Die Linken werden wie einst bei Nixon zum Boykott aufrufen, dafür werden Trumps 70 Millionen Anhänger umso beherzter zuzugreifen.

Freilich, von ein paar Ausnahmen abgesehen, handelt es sich um ein Strohhalm. Nach wenigen Wochen erlischt die Aufmerksamkeit. Wer erinnert sich noch an die dicken Bände von George W. Bush, von Bill Clinton oder Jimmy Carter? Dabei hatten diese Glück. Sie schafften es zumindest vorübergehend auf die Bestsellerlisten. Die meisten Memoiren erscheinen gar nie auf dem Radar einer breiteren Öffentlichkeit. So auch jene von Schweizer Bundesräten. Man denke an Micheline Calmy-Rey, Joseph Deiss, Arnold Koller oder Otto Stich.

Gute Memoiren müssen zwei Grundbedingungen erfüllen: Sie müssen Substanz und

sie müssen Stil haben. Der Autor sollte mehr als nur einen flotten Lebenslauf nachzeichnen. Er muss etwas Ausserordentliches zu erzählen haben und zudem gut schreiben können. Cäsar hat mit seiner Schrift über den Gallischen Krieg Massstäbe gesetzt. Mit dem Inhalt überzeugte er die Römer, mit seinem knappen Stil sogar den wählerischen Cicero. Und beides zusammen trug ihm den Ruf eines Klassikers von Weltrang ein. Er blieb nicht ohne Nachfolger. Auch Bismarck war ein begnadeter Schriftsteller, sodann de Gaulle und natürlich Churchill, der Literaturnobelpreisträger.

Aber den meisten Staatschefs geht ein eleganter Stil ab. Sie sind weitschweifig. Obama gesteht dies sogar im Vorwort selber ein. Bei etlichen vermeint man zu spüren, wie sie durch die Akten blättern und Zeile für Zeile ungefiltert übernehmen. Zum Glück war Helmut Kohl viel besser als Politiker denn als Memorialist.

In der Memoirenliteratur treffen zwei verschiedene Erwartungen aufeinander. Die Leser möchten einen Blick hinter die Kulissen der Macht werfen. Sie möchten erfahren, wie es wirklich war. Doch das ist nicht das Hauptanliegen der Autoren. Diese wollen vielmehr belegen, dass sie den Gang der Geschichte richtig eingeschätzt haben. Rechtfertigung heisst ihr Geschäft. Lothar Bucher, Bismarcks Assistent beim Verfassen der Memoiren, meinte: «Bei nichts, was misslungen ist, will er beteiligt gewesen sein.» Wenn etwas schiefeht, sind die andern oder die Umstände schuld.

Auch der Intellektuelle Obama weicht von diesem Schema nicht ab. Gewiss ist er manchmal skrupulös wie ein Hamlet, etwa bei der Frage, ob er den Amerikanern seine Politik richtig vermittelt habe. Aber dass er



Wenn etwas schiefeht, sind die andern oder die Umstände schuld. Auch der Intellektuelle Obama weicht von diesem Schema nicht ab.

das Notwendige frühzeitig erkannt und richtig gehandelt habe, daran lässt auch er keinen Zweifel aufkommen. Führungsfiguren gestehen Fehler höchstens in der Kommunikation ein. Von einer fehlerhaften Politik oder von persönlichen Unzulänglichkeiten will keiner etwas wissen.

Memoiren sind voller Halbwahrheiten. Es ist Aufgabe der Historiker, den Wahrheitsgehalt zu eruieren. Das ist eine mühsame Aufgabe. Der Schweizer Diplomat Carl Jacob Burckhardt etwa beschrieb in «Meine Danziger Mission» die Rolle, die er als Kommissar des Völkerbundes in der Freien Stadt Danzig (1937-1939) gespielt haben wollte. Er tat es mit Geschick. Seine 1960 erschienene Darstellung galt jahrelang als vorbildlicher Rechenschaftsbericht.

Aber Burckhardt war keineswegs der weit-sichtige Diplomat, der er sein wollte. Schon Mitte der siebziger Jahre sagte mir der Historiker Reinhart Koselleck, vieles könne in Burckhardts Darstellung nicht stimmen. Dieser verwende Begriffe, die es in der Zwischenkriegszeit noch gar nicht gegeben habe. Zwanzig Jahre später lieferte Paul Stauer in einer minutiösen Studie den Beweis für diese Vermutung. Um sich in ein vorteilhaftes Licht zu rücken, schönt Burckhardt seine Rolle so, wie er sie gern gespielt hätte, seinerzeit aber nicht gespielt hatte.

Memoiren gehören zur historischen Literatur. Aber ihr Verhältnis zur Wahrheit ist locker. Häufig sind sie mehr Dichtung als Wahrheit. Einer hat das schon immer gewusst: Goethe. Deshalb setzte er diesen Titel über seine autobiografischen Aufzeichnungen.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.



ILLUSTRATION: GABI KOPPE

Medienkritik

Muskelspiel der Strippenzieher im Offside



Aline Wanner

Abstimmungen und Wahlen in der Schweiz sind ein direkt-demokratisches Highlight und ein stilistischer Tiefpunkt, als wären Floskeln Säulenheilige der politischen Berichterstattung, wie der versierte Analytiker das sprachliche Totalversagen beschreiben würde – verursacht er es nicht gleich selbst.

So erfuhren wir Anfang Woche, dass die Wirtschaftsverbände mit einem blauen Auge davongekommen sind, nachdem das Volk sein Verdikt gesprochen hatte. Die Strippenzieher der NGO liessen zwar mit vereinten Kräften ihre Muskeln spielen, um die Machtverhältnisse auf den Kopf zu stellen. Trotzdem manövrierten sie sich ins Offside, wo ihnen immerhin ein Achtungserfolg blieb. Im Weg stand der Konzernverantwortungsinitiative letztlich die heilige Kuh des Ständemehrs, die zufrieden auf dem Scherbenhaufen der orangen Fahnen und der Fake-Bilder vergifteter Kinder dem frischen Wind trotzt.

Natürlich hatte sich auch die GSöA ins Zeug gelegt und aus vollen Rohren geschossen, um den Krieg ein für alle Male zu beenden. Doch das Abstimmungsresultat war weder ein Denkmalsstein, noch sorgte es bei den Gegnern für rote Köpfe. Vielmehr erinnerte es die Pazifisten im Gegenwind daran, dass die Schlacht noch längst nicht gewonnen ist.

In der Stadt am Rheinknie haben dafür Grün- und andere Liberale erfolgreich alle Fäden und Register gezogen, um den Sprung in die Regierung zu schaffen. Steine legte ihnen niemand in den Weg. Im Gegenteil schmiedeten unqualifizierte Kandidatinnen eine unheilige Allianz, um Basel endlich aus den Fesseln der Linken zu befreien. So kam es tatsächlich zum Knall am Wahlsonntag. Ob die Grünen wieder auf die Beine kommen oder ob es sich um einen Paradigmenwechsel mit Signalwirkung handelt, wird sich weisen.

Aline Wanner ist Redaktorin beim Magazin «NZZ Folio».

49 Prozent

Als Mann in der Hauptstadt des Feminismus



Patrick Imhasly

So war das nicht gemeint. Am vergangenen Wochenende sind in der Stadt Bern, wo ich lebe, Parlament und Regierung gewählt worden. Ich habe mich brav an der Wahl beteiligt – mit einer gewissen Sympathie für jene Listen, auf denen die Frauen gut vertreten und attraktiv platziert waren. Und dann das: «Bern, Hauptstadt des Feminismus», titelte die Lokalzeitung «Der Bund» am Tag danach: Fast 70 Prozent beträgt jetzt der Anteil der Frauen im 80-köpfigen Parlament, das in Bern Stadtrat heisst. Eine Politologin sagte, sie kenne kein Parlament auf dieser Welt mit höherer Frauenquote.

Die Frauen in der überwältigenden Mehrheit, die Männer in der Minderheit – das ist

vermintes Terrain. Mein älterer Sohn kommentierte die Gemengelage denn auch betont vorsichtig. Er könne sich schon vorstellen, dass es Männer gebe, die sich benachteiligt fühlten. Meine Frau hingegen fand, das sei überhaupt kein Problem. Die Männer seien während Jahrtausenden an der Macht gewesen. Jetzt hätten die Verhältnisse halt gekehrt. Wie die Frauen zuvor, müssten sich nun die Männer ihre eigenen Bastionen schaffen.

Für die Männer sind die Wahlen in der Stadt Bern brutal ausgefallen. Bei der SP vermochten drei etablierte Stadträte ihren Sitz nicht zu verteidigen, weil sie von der Frauenwelle weggespült wurden. Unter ihnen etwa der lokal bekannte Gewerkschafter und frühere «WOZ»-Journalist Johannes Wartenweiler. Und der Co-Präsident der Stadtberner SP schafft es nur deshalb wieder ins Parlament, weil er vom ersten Ersatzplatz aus für die Fraktionspräsidentin nachrücken kann, die ihrerseits in die Stadtregierung – den Gemeinderat – gewählt wurde.

Beim Grünen Bündnis, einer Berner Spielart der Grünen, rangierte der Mann mit dem besten Resultat auf dem elften Ersatzplatz –

hinter 20 Frauen. Das muss man sich einmal vorstellen! Aber vielleicht war es ja auch keine clevere Idee, als Mann bei einer Partei zu kandidieren, deren Leitlinien lauten: «Solidarität jetzt» – «Ökologie konkret» – «Frauen zuerst». Sogar auf der rechten Seite des politischen Spektrums weht in Bern ein besonderer Wind: Die FDP und ihre Jungpartei sind künftig mit sechs Frauen und einem Mann im Stadtrat vertreten.

Ob derlei politischen Verhältnissen ist es sogar manchen linken Frauen etwas *gשמך* geworden. Die Co-Präsidentin der Stadtberner SP freute sich zwar über das Wahlergebnis, bedauerte aber die Abwahl «verdienter Männer» und machte jenen weiter hinten auf den Ersatzplätzen einen Funken Hoffnung: Gebe es ähnlich viele Wechsel wie bisher, herrsche in der SP-Fraktion bis Ende Legislatur ein «ausgeglichenes Geschlechterverhältnis». Experten halten es jedenfalls für problematisch, wenn Parteien auf lange Sicht nicht beiden Geschlechtern Karrieremöglichkeiten anzubieten haben.

Was aber sagt das Volk? In den Online-Kommentaren des «Bund» ergriffen ausgerechnet Frauen am deutlichsten Partei für



Man darf gespannt sein, wie die Berner Frauen die tiefroten Zahlen ihrer Stadt zum Verschwinden bringen.

die Männer, etwa diese: «Zugunsten der Männer spricht jedenfalls, dass sie das Rad erfunden haben, in der Steinzeit die Werkzeuge, in der Eisenzeit, der Bronzezeit und seither und fortlaufend noch endlos aufzählende technische Merveillen, von welchen auch wir Frauen profitieren.» Da wird einem richtig warm ums Herz. Die Männer ihrerseits gehen mit den neuen Verhältnissen erstaunlich entspannt um. Einer meinte mit einem Smiley, «in Bern werden Männer bald nur noch im Tierpark zu sehen sein». Und ein anderer sagte: «Ich finde, Bern kann erst zufrieden sein, wenn ein Frauenanteil von 100 Prozent erreicht ist.»

Frauen betreiben keine andere Politik als Männer, aber sie tun es auf eine andere Art. Sie sind kooperativer, zielstrebig und nicht so sehr auf Knalleffekte bedacht. Man darf deshalb gespannt sein, wie die Berner Frauen die tiefroten Zahlen ihrer Stadt zum Verschwinden bringen – ohne die Steuern zu erhöhen. Denn so phantasielos würden nur Männer handeln.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».